



Für Lisa (Julia Kleiter, l.) ist kein Platz mehr an der Seite ihres Prinzen. Die chinesische Tradition verlangt von Sou-Chong (Piotr Beczala), vier chinesische Bräute zu heiraten.

Bilder Toni Suter

Zwischen Revue und Opernformat

OPERNHAUS Endlich wieder einmal eine Operette? «Das Land des Lächelns» ist fast eine Oper, die Regie hat Dialoge und Schauspielrollen gestrichen. Aber es ist der grosse Operettenabend mit Piotr Beczala und nicht nur mit ihm.

«Dein ist mein ganzes Herz» – auch der Verächter der Gattung kennt den Lehár-Hit, und die Liebhaber begegnen jetzt auch allen anderen: «Das Land des Lächelns» ist fast ein einziger Ohrwurmreigen, den der Prinz Sou-Chong anführt. Dieser mag zwar kein tragischer Held sein, sondern nur ein trauriger, wenn er sich der Tradition seines Landes beugt und die europäische Liebe fahren lässt, aber singen um diese Liebe und diesen Verlust muss er können wie ein Held – am besten wie einst Richard Tauber, für den die Operette ja eigentlich geschrieben wurde und dank dem «Dein ist mein Herz» 1929 von Berlin aus zum Welthit wurde.

Jetzt ist es der Abend von Piotr Beczala, der ein Zürcher Comeback feiert, wie man es sich nur wünschen kann. Schon als er in seinen Anfängen zum Ensemble des Opernhauses gehörte, war es absehbar, dass er bald zu den Spitztenören gehören würde, und jetzt ist er hier: Seine schmiegsame, die musikalische Phrase und Sprache aus demselben Impuls gestaltende Stimme hat an dunkler Wärme zugelegt, aber nichts an Glanz und mühelo-

ser Höhe verloren. Sein Entree mit «Immer nur lächeln» ist die glänzende Visitenkarte, das Apfelblütenlied mit seinen exotisierenden Melismen die Bestätigung – dies auch in dem Sinn, dass in diesem plastischen Gesang auch die kleinste Textirritation nicht unbemerkt bleibt.

In Hochform

Im Weiteren sind es dann vor allem auch die Duette mit Lisa, die nach sängerischer Hochform rufen, und hier hat Beczala Julia Kleiter mit hell klingendem Sopran zur Seite, beim «Tee à deux» oder beim Boston Valse («Wer hat die Liebe uns ins Herz gesenkt»). Zum Singen das Spiel: das flockige Teegeplauder tänzerisch, zum Dreivierteltakt die Gestik der Entfremdung statt Walzerschritt. Und im Eklat des Auseinandergehens, das Lehár mit dem orchestralen Schwergewicht der Musikdramatik seiner Zeit inszeniert, entfaltet das unglückliche Liebespaar auch alle expressive Verve.

Der Dirigent Fabio Luisi und die Philharmonia halten sich da nicht zurück. Mit Aplomb eröffnen sie den Abend, mit dem «Im-

mer nur lächeln»-Motiv im Fortissimo der Verzweiflung beginnt die Ouvertüre. Aber nichts geht dabei unter: Wie apart Lehár instrumentiert, wie er die süffigen Melodien harmonisch färbt, wie er sie mit Nebenstimmen untermalt, seine Rhythmik, seine Fermaten, die bedrohlichen Triller, die sensiblen Bläser – alles wird einem klangschön serviert.

Opulent und reduziert

Der glitzernde Vorhang kündigt es an: Die Ästhetik der Epoche, Art déco, inspiriert das optische Pendant zur opulenten Musik. Allerdings wirkt Wolfgang Gussmanns Bühne mit der Revuetreppe als Hauptelement und dem effektvollen Lichthintergrund (Frank Evin) auch sehr reduziert und leer. Geschickt lässt die Regie oft vor geschlossenem Vorhang spielen, und das geschieht dank Andreas Homokis cleverer Personenführung mit grösster Selbstverständlichkeit, gefühlsgeladen oder witzig bis zum Slapstick. Auch dass das grosse Ensemble in seiner Kostümpracht (Wolfgang Gussmann, Susana Mendoza) auf der offenen Bühne dann trotzdem manchmal zusammengepfercht wirkt, will Homoki offenbar so haben. Er übertreibt so den Masseneffekt von Revueauftritten des Chors und Tanzensembles, auf den er zielt.

Der Verweis auf die Revue der 20er-Jahre, auch wo sie Lehár kaum vorgesehen hat, gehört zur Attitüde der Inszenierung. Aber sie macht auch den Spagat zum hochstilisierten Operndrama, grossartig etwa die Staatszene mit der Investitur Sou-Chongs, in der es gleichsam im Pathos der grossen Oper wetterleuchtet. Die gekonnte Mischung der beiden Sphären bekommt dem Stück gut, nimmt es ernst und wehrt zugleich allzu hohe Ansprüche auf Tiefgründigkeit der Kultur-Crash-Thematik ab.

Beczala als Bachelor

Der Kitschverdacht der alten Operette wird allerdings mehr betont als weggeräumt, und mit Schmunzeln sieht man zu, wie Beczala als Bachelor zum süssen Apfelblütenlied Rosen an sämtliche Chordamen verteilt. Und auch das monumentale Tamtam des alten China wird konterkariert. Seine Repräsentanten sind mit Tschang (Cheyne Davidson) und Obereunuch (Martin Zysset) nur ein windiges Intrigenduo.

Dass der Hausherr als Regisseur kein Freund der gesprochenen Dialoge ist, weiss man seit seiner Zürcher «Fidelio»-Inszenierung, und dass es manche Sänger auch nicht sind, merkt man auch an diesem Abend. Homoki hat fast sämtliche Dialoge gestrichen, da-

zu auch das ganze schauspielerische Personal. Dass man beides nicht vermisst, hat mit der expressiven Personenführung der singenden Protagonisten zu tun, die gekonnt die Partner auch in solistischen Nummern einbezieht.

Operette oder was?

Aber pointierte Dialoge gehören eigentlich zur Operette, das spielerische zweite Paar auch, und ein solches gibt es immerhin, und zwar eines, das sich gewaschen hat. Rebeca Olvera (Prinzessin Mi) und Spencer Lang (Graf Gustav) servieren pointierten Dialog im prickelnden Tonfall ihrer Musik. Was sie auf den Punkt bringen, lautet: «Ich liebe dich, und du liebst mich und da liegt alles drin» – eben auch Katzenjammer.

«Das Märchen vom Glück», singt Lisa, «Dein war mein ganzes Herz», singt Sou-Chong jetzt, «Wie rasch verwelkte doch...», singt «mit tränenreiner Stimme» Prinzessin Mi. Schön und schön traurig singen sie alle, es zieht sich etwas hin, aber rasch, in gut zwei Stunden, ist auch die Aufführung vorbei. Sie mündet, und das ist nun wieder die gute Operettentradition, in eine pfiffige und vom Orchester begleitete Applaus-Choreografie, in der das Publikum sein Rolle ganz unmelancholisch lautstark wahrnimmt.

Herbert Büttiker

Auf ewig, Bruder

BUCH Sein früher Tod machte ihn unsterblich: Ernesto «Che» Guevara. Manche verehren ihn wie einen Heiligen. Sein jüngster Bruder wendet sich in «Mein Bruder Che» gegen jede Mystifizierung – und verherrlicht ihn doch.

Als er noch nicht Che war, hatte Ernesto Guevara eine Angewohnheit, mit der er die ganze Familie halb wahnsinnig machte: Bücher mit aufs Klo zu nehmen und Ewigkeiten dort sitzen zu bleiben. Pech für den, der mal musste. «Bittet man ihn, endlich das Klo freizugeben, fängt er an, Gustave Flaubert, Alexandre Dumas oder Baudelaire zu zitieren, auf Französisch, versteht sich, damit man sich noch mehr aufregt!», weiss Juan Martín Guevara zu berichten.

Juan Martín, 74, ist der jüngste Bruder Che Guevaras (1928–1967) – des argentinischen Revolutionärs, der mit Fidel Castro auf Kuba kämpfte und in Bolivien erschossen wurde, als er die Revolution dorthin exportieren wollte. Sein früher Tod machte ihn zur Legende. Juan Martín, 1943 als Nachzügler geboren, hat nun seine Erinnerungen publiziert.

«Che» – wie «hey»

In dem Buch «Mein Bruder Che», das die französische Journalistin Armelle Vincent für ihn schrieb, will er zeigen, wie der zur Ikone verklärte Comandante als Mensch wirklich war. Mystifizierung, Heiligenverehrung und die Vermarktung des Konterfeis in der Werbung sind ihm ein Graus.

Nesthäkchen Juan Martín ist noch ein Kind, als sich Ernesto trotz seines Asthmas aufmacht, Lateinamerika zu erkunden. Legendär ist seine 2004 verfilmte Motorradreise mit Alberto Granado von 1952. Drei Jahre später schliesst er sich in Mexiko Castros Revolutionären an. Die geben ihm auch seinen Spitznamen – weil Argentinier ständig «che» sagen, wenn sie mit einem reden. Das umgangssprachliche Wörtchen heisst so viel wie «hey».

Ein bewegtes Leben

Ende 1956 setzen 82 Revolutionäre nach Kuba über, um Diktator Fulgencio Batista zu stürzen. Die meisten sterben gleich nach der Landung im Kugelhagel, unter den wenigen Überlebenden sind Guevara und die Brüder Fidel und Raúl Castro. Die Familie zittert in Buenos Aires, denn sechsmal wird in den folgenden zwei Jahren Ches Tod gemeldet.

Aber die «Barbudos», die bärtigen Revolutionäre, siegen. Als Guevara die Stadt Santa Clara einnimmt, türmt Batista. Am 1. Januar 1959 hat die Revolution gesiegt. «Der Bruder von Che zu sein, war nie leicht», sagt Guevara. Das gilt vor allem im Argentinien der 70er-Jahre. Unter der unfähigen Präsidentin Isabel Perón taumelt das Land ins Chaos, 1976 putscht das Militär. Juan Martín, Aktivist der linksextremen Arbeiterpartei PRT, wird schon 1975 verhaftet, Frau und Kinder und der verwitwete Vater sind da längst auf Kuba. Er überlebt acht Jahre Haft, zum Ende der Militärdiktatur kommt er 1983 frei.

Ein bewegtes Leben also. Armelle Vincents Text ist lebendig geschrieben, einige Übersetzungsfehler und falsche Zahlen sind zu verschmerzen. Über die verheerende Bilanz von Ches Tätigkeit als kubanischer Zentralbankchef und Industrieminister ist kein Wort zu lesen. Doch Juan Martín verehrt Bruder Ernesto. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Figur Che Guevara ist nicht zu erwarten. *sda*

«Die Operette arbeitet immer mit Klischees, davon lebt sie. Mir macht das Spass. Man muss die Klischees sogar noch ironisch überzeichnen.»

Andreas Homoki,
Regisseur



Das hohe und das niedere Paar: Julia Kleiter mit Piotr Beczala (l.) und Rebeca Olvera mit Spencer Lang erfüllen das ideale Operettenkonzept brillant.

